

Aus Freude am Lesen

Auch dreihundert Jahre nach seiner Geburt polarisiert Friedrich der Große. Der legendäre Preußenkönig wird bewundert und verachtet, geliebt und gehasst.

Tillmann Bendikowski folgt den Spuren des »Alten Fritz«, der sechsendvierzig Jahre regierte. Er entfaltet die fesselnde Biografie eines Multitalents: ein absolutistischer Herrscher, der die Folter abschaffte, Frömmerei verachtete, als brillanter Analytiker Strukturen und Menschen durchschaute; ein risikofreudiger Kriegsherr, der sich doch früh von seinem Vater, dem »Soldatenkönig«, distanzierte; ein schillernder Intellektueller, der die besten Köpfe seiner Zeit umwarb; und ein ambitionierter Liebhaber der Künste.

Bendikowskis Biografie des Preußenkönigs stellt die mannigfaltige Widersprüchlichkeit der historischen Figur in den Mittelpunkt, erzählt daneben aber auch ihre Wahrnehmung – und Instrumentalisierung – im Lauf der deutschen Geschichte eingehend nach.

DR. TILLMANN BENDIKOWSKI, Historiker und Journalist, ist Leiter der Medienagentur Geschichte in Hamburg. Er verfasst Beiträge für Printmedien und Hörfunk und betreut die wissenschaftliche Realisierung von Forschungsprojekten und historischen Ausstellungen.

Tillmann Bendikowski
Friedrich der Große

btb



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juni 2013,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright der Originalausgabe © 2011 by C. Bertelsmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: semper smile, München nach einem Umschlag-
entwurf von R · M · E, Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer unter
Verwendung von Motiven von © AKG Images, Berlin
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
LW · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74575-3

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Inhalt

Vorwort: Ein fremdes Leben	7
Das Leid der frühen Jahre	12
Vom Prinzen zum König	43
Sieben und mehr Jahre Krieg	68
Arbeit mit Preußen	105
Der alte Friedrich	133
Ein Denkmal entsteht	150
Im Bürgerkrieg der Erinnerungen	174
Der große König der Nazis	205
»Friedrich II.« reitet in den Sozialismus	232
Der bundesrepublikanische König	256
Friedrich. Der Große?	276
Literatur	285
Anmerkungen	299
Personenregister	323
Sachregister	327
Bildnachweis	335

Vorwort: Ein fremdes Leben

Selbst wenn die Geschichte zu nichts anderem zu gebrauchen wäre, so dürfen wir ihr doch zumindest zugute halten, dass sie in hohem Maße unterhaltsam ist. Dieses Erkenntnis des großen französischen Historikers Marc Bloch¹ bildet eine wunderbare Annäherung an Friedrich den Großen. Eine historische Figur, von der wir in der Tat nicht so genau wissen, wozu sie heute eigentlich noch zu gebrauchen ist – die aber ohne Frage zum Unterhaltsamsten gehört, was die deutsche Geschichte je hervorgebracht hat. Dieser Friedrich schlägt das Publikum immer noch in seinen Bann, weil er polarisiert. Er wird geliebt und gehasst, er wird verflucht und bewundert. Damals wie heute sind die Betrachter entweder erschreckt oder fasziniert angesichts seiner Geschichte.

Dabei – oder vielleicht gerade deshalb – gibt es eine Vielzahl von Problemen bei der Annäherung an diese Person. Dies beginnt ja schon bei der Bezeichnung: Darf man ihn eigentlich wirklich »Friedrich den Großen« nennen? Ist das politisch korrekt? Ist es historisch angemessen? Sollten wir lieber »Friedrich II.« sagen (obwohl dann die Gefahr besteht, dass das gebildete Publikum unversehens auch an den gleichnamigen römisch-deutschen Stauferkaiser des 13. Jahrhunderts denkt)? Schon an der Namensfrage wird deutlich, wie schwer sich die Nachwelt mit dieser schwierigen Persönlichkeit tut, wenn sie sich an die Beurteilung ihres Lebenswerks macht. Heute hat man sich im Wesentlichen auf eine entschiedene Sowohl-als-auch-Position zurückgezogen: Irgendwie sei dieser König ja schon »der Große« gewesen, auch

wenn er vielleicht menschlich etwas schwierig gewesen sei (was eine höfliche Untertreibung ist) oder als Regent sicherlich auch dann und wann wenig Segensreiches bewirkt habe (was fraglos zutrifft). Und da gebe es doch auch noch seine Vorliebe für die Philosophie und für die Musik – kann dieser Friedrich nicht zugleich als ein großer Aufklärer gelten, der nach der Thronbesteigung irgendwie notgedrungen gegen seine eigentlichen Überzeugungen handeln musste? Hinter all diesen Versuchen einer Beurteilung steht eine Frage: War dieser Friedrich nun ein Segen für sein Preußen und damit für Deutschland – oder begann mit ihm das deutsche Unheil, das mit Weltkrieg und Holocaust seinen traurigen Abschluss in den Trümmern Europas fand?

»Wenn auch sein Staat Preußen von der Landkarte verschwunden ist – vieles von dem, was er geschaffen hat, wirkt 200 Jahre nach seinem Tode unter uns fort. Es gehört wahrlich nicht zum schlechtesten Teil der Hinterlassenschaft aus unserer Geschichte. Dies zu erkennen und zu würdigen, liegt in unserem ureigensten gegenwärtigen Interesse.«

(Der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner Ansprache zum 200. Todestag Friedrichs des Großen im Jahr 1986)²

Wer war also dieser Mann, der als Friedrich II. im Jahr 1740 den preußischen Thron bestieg? Und warum beschäftigt er noch immer die Deutschen, obwohl er schon über 200 Jahre tot und sein Preußen mit der NS-Diktatur längst untergegangen ist? Beide Fragen bilden zusammengenommen das Motiv für dieses Buch. In vielerlei Hinsicht gilt es, ein fremdes Leben zu entdecken: Dieser Mann ist uns heute allein aufgrund des zeitlichen Abstands fremd; die realen Lebensbedingungen des 18. Jahrhunderts sind für uns heute schlicht eine andere Welt. In dieser Zeit führte Friedrich als König – auch diese Profession dürfte den meisten von uns heute mangels Anschauung und eigener Erfahrung vollständig fremd sein – ein Leben, das von Herausforderun-

gen und dramatischen Momenten angefüllt war wie nur wenige. Er lebte in einem Jahrhundert, in dem die Aufklärung sich anschickte, ihr Licht über den europäischen Kontinent auszustrahlen. Der Alltag der Menschen war davon allerdings nicht betroffen, dieser war oft genug geprägt von der Knechtschaft einer feudalen Welt – Krieg, Hunger und viele andere Nöte blieben für die Menschen bittere Realität.

Vor diesem Hintergrund agierte Friedrich als preußischer König wie eine Ausnahmegestalt, wie ein wahres Multitalent: Der Monarch war gleichermaßen ein absolutistischer Herrscher und ein risikobereiter Krieger, ein schillernder Intellektueller und ambitionierter Liebhaber der Künste. Er war eine vielschichtige Persönlichkeit, widersprüchlich und zuweilen auch unberechenbar; wer sich ihm näherte, verspürte die Wucht seines Auftretens – ein häufig genug höchst irritierender Mann. Damit war und blieb er mit seinem Verhalten oft selbst seinen Zeitgenossen fremd.

Wer sich diesem Leben mit der Hoffnung nähert, er könne schließlich eine historische Wahrheit finden, also diesen Menschen ergründen, wie er »wirklich war«, kann sicher viel lernen und viele Eindrücke gewinnen. Aber letztlich wird man einen zufriedenstellenden Eindruck nur dann bekommen, wenn man den Blick über das Leben dieses Königs hinaus richtet: Die Biografie einer historischen Gestalt endet gerade nicht mit ihrem Tod. Zuweilen hat man sogar den Eindruck, sie gewinnt erst in diesem Moment so recht an Schwung. Denn nun gehen die Nachgeborenen ans Werk, geben ihre (zu deren Lebzeiten oft nur hinter vorgehaltener Hand geäußerten) Urteile ab und weisen dem Verstorbenen gemeinschaftlich – mal im Konsens, mal im Streit – jenen »Platz in der Geschichte« zu, den sie für angemessen halten. Und dies, naturgegeben ohne dass sich der Betroffene noch wehren könnte. Jede Generation macht sich ihr Bild von den Leistungen oder Verfehlungen einer solchen historischen Gestalt, wobei die Messlatte für ihre Urteile eigentlich fast immer die eigene Gegenwart mit ihren spezifischen Herausforderungen

darstellt. Die Erinnerung ist also politisch, weil es um spezifische Interessen und um gezielte Identitätsstiftung geht.

Dieser Vorgang ist inzwischen als »Geschichtspolitik« bezeichnet und erforscht worden. Und gerade an Friedrich lässt sich zeigen, wie sehr jede Zeit in ihren höchst eigenen geschichtspolitischen Zugriffen diese Figur des preußischen Königs immer wieder neu »erfand« – sie mit ihren jeweils aktuellen Vorstellungen füllte und damit in den Dienst der eigenen Politik stellte. Zurückhaltend ließe sich angesichts dieses Vorgangs von immer wieder notwendigen Neuinterpretationen einer historischen Herrschergestalt sprechen. Drastischer könnte man ihn aber auch als permanente Deformation eines vergangenen Lebens bezeichnen. Schließlich unterschieden sich die konkreten geschichtspolitischen Inbesitznahmen über die Jahrhunderte in erstaunlichem Maße voneinander: Die Deutschen im 19. Jahrhundert, in der Weimarer Republik und im »Dritten Reich« formten sich ebenso wie jene in der DDR und der Bundesrepublik stets »ihren« Friedrich gerade so, wie er ihnen am besten aktuell ins Zeug passte. Die einen modellierten aus ihm den sehnlich herbeigewünschten Helden, die anderen den lang gesuchten Bösewicht – fast ganz nach Belieben. Und gerade indem sie ihn immer wieder als historisches Argument nutzten, verschafften sie ihm endgültig einen Ehrenplatz in der deutschen Geschichte.

»Er würde euch bitter enttäuschen, wenn er wiederkäme. Denn er fühlte sich wahrlich nicht als Deutscher. Seine Bildung war französisch; die deutsche Sprache verschaffte ihm Bauchgrimmen. Er würde euch nicht passen, denn er war aufgeklärt.«

(Carl von Ossietzky 1921 in der *Berliner Volks-Zeitung* an die rechtsnationalen Widersacher im Land)³

Wer also 300 Jahre nach Friedrichs Geburt im Jahr 1712 den Blick auf diesen König und sein uns fremdes Leben richtet, schaut zugleich auf die erstaunlichen Erinnerungsanstrengungen

ganzer Generationen und damit auf die permanenten Neuentwürfe der deutschen Geschichte. Friedrich ist auch in seinem Nachleben eine außerordentliche Gestalt – und an dieser wird erkennbar, wie mit einer historischen Figur in Deutschland Politik und Geschichte gemacht wurde. Das Leben und das Nachleben Friedrichs nehmen deshalb in diesem Buch notwendigerweise gleichberechtigte Plätze ein. Und beiden ist zu eigen, was Marc Bloch einst in Aussicht stellte – sie sind in hohem Maße unterhaltsam. Ob wir diesen Friedrich allerdings heute noch als eine Orientierung brauchen können, wird sich zeigen ...

Das Leid der frühen Jahre

Der 24. Januar 1712 fiel auf einen Sonntag. Der Junge, der an diesem Tag im Berliner Stadtschloss das Licht der Welt erblickte, war ein klassisches Sonntagskind. Er war gesund – und lebte. Für die Familie war dies ein Glücksfall, schließlich waren vor ihm bereits zwei Brüder jeweils im ersten Lebensjahr verstorben. Dies kam damals leider selbst in den besten Familien vor, und auch in königlichen Häusern war die Kindersterblichkeit zu Beginn des 18. Jahrhunderts schmerzlich hoch. Umso größer nun also die Freude über das soeben geborene Kind und damit über den ersehnten Thronfolger. Der Knabe erhielt den Namen Friedrich.

Zur glücklichen Verwandtschaft des Jungen gehörten selbstverständlich zuvorderst Mutter und Vater – aber da der kleine Friedrich eben kein normales Kind, sondern der jüngste Spross der preußischen Königsfamilie war, stand an der Spitze der erfreuten Familienangehörigen zunächst einmal der Großvater, dessen Namen der Junge auch tragen sollte: Friedrich I. Dieser war der erste preußische König, denn elf Jahre vor der Geburt seines Enkels hatte er Preußen zum Königreich erhoben und sich damit selbst vom Kurfürsten von Brandenburg zum König befördert. Dafür hatte er seinerzeit einen günstigen politischen Zeitpunkt gewählt und sich somit als geschickter Stratege erwiesen – der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation war auf die Unterstützung Brandenburgs angewiesen und nahm deshalb den ungewöhnlichen und keineswegs selbstverständlichen Aufstieg des ehrgeizigen Kurfürsten hin.

So wurde der kleine Friedrich also 1712 in ein recht junges, strategisch aber bedeutsames Königtum hineingeboren. Großvater Friedrich I. war als königlicher Aufsteiger zunächst an den geschichtsträchtigeren und mächtigeren Höfen Europas allein schon wegen seines Titels auf spöttische Heiterkeit gestoßen – er nannte sich umständlich »König in Preußen«. Damit wollte er sich und sein Land vor etwaigen Ansprüchen Polens, das damals zu seinem Königreich ein Gebiet namens »Königlich Preußen« zählte, auf die neue Krone schützen.¹ (Noch ahnte niemand, dass der soeben geborene Enkel 60 Jahre später als anerkannter Regent den ungleich selbstbewussteren Titel »König von Preußen« einführen sollte.) Die Geburt des Thronfolgers überlebte König Friedrich I. allerdings nur um ein gutes Jahr, 1713 starb er im Alter von 55 Jahren. Als Nachfolger bestieg sein Sohn den Thron: Friedrich Wilhelm I., der Vater des kleinen Friedrich. Ihm hinterließ der Vorgänger zwar den schmucken neuen Königstitel, aber zugleich auch einen finanziell weitgehend ruinierten Staat.

Aber die Sorgen um das kleine Königreich und seine Zukunft standen am 24. Januar 1712 nicht im Vordergrund. An diesem Tag freute sich die königliche Familie über die Geburt eines Stammhalters. Dem Volk draußen vor den Türen war unterdessen bange um den möglichen Prunk, den das Königshaus wegen der Geburt des Thronfolgers zur Schau stellen könnte. Die allgemeine Sorge galt nicht nur den Finanzen des Staates – es war schlicht auch Aberglaube im Spiel: Es kursierten Gerüchte, die Prunksucht des Königs sei für den frühen Tod der ersten beiden Söhne der königlichen Familie verantwortlich gewesen. Die Neugeborenen, so wurde in Berlin gemunkelt, hätten das Salutschießen und die Last des schweren Seidenmantels wie der Krone nicht vertragen.² Auch wenn das böswillige Verleumdungen waren – sie zeigen, dass in Preußen keineswegs alles zum Besten stand. Das Land hatte nun seit elf Jahren einen König, aber profitierte das kleine Königreich davon?

In den verstreut liegenden Provinzen Preußens lebten im Jahr

1712 auf vergleichsweise kleiner Fläche rund 1,6 Millionen Untertanen – deutlich weniger als in den seit Langem etablierten Monarchien wie Frankreich, England bzw. Großbritannien, Spanien, Österreich oder Russland. Wollte der »König in Preußen« das weit im Osten gelegene Herzogtum Preußen aufsuchen, musste er sich mit der Kutsche viele Stunden über Landstraßen durch das Königreich Polen bemühen. Und tagelang war er unterwegs – wobei er verschiedenste Länder zu passieren hatte –, um zu seinen westlichen Besitzungen, den Grafschaften Mark und Ravensberg, oder in das am Rhein gelegene Kleve zu gelangen.³

Sollte das neue Königreich wachsen, blühen und gedeihen, wollten zahlreiche Voraussetzungen erfüllt sein; dazu gehörten eine geschickt funktionierende Diplomatie, sicher auch eine respektable Armee – vor allem aber eben die Geburt eines männlichen Thronfolgers. Der Streit um eine königliche Erbfolge hatte schon so manche Dynastie ins Wanken gebracht und Kriege ausgelöst. Für Preußen schien sich mit dem kleinen Friedrich dieses Problem zu lösen. Und die wichtigste Erwartung der königlichen Familie an ihn erfüllte er vor allem dadurch, dass er die ersten Jahre überlebte. Der nächste Sohn, dem das wieder gelang, wurde erst zehn Jahre später geboren – nun war die Nachfolge endgültig gesichert. Friedrich selbst war übrigens kein ausgesprochen schwächliches Kind, wohl aber von zarter Konstitution. Thomas Mann sollte später einmal einen (ungenannten) Fremden zitieren, der den jungen Prinzen als »das niedlichste Menschenkind im Königreich«⁴ bezeichnete. Ob dies stimmte, sei einmal dahingestellt – einerseits war der Schriftsteller damals ein glühender Bewunderer des späteren Königs, andererseits wirken die meisten kleinen Kinder an guten Tagen auf ihre Betrachter schlichtweg niedlich (und wer will über den künftigen König nicht etwas Nettes sagen?). Aber unbestreitbar war dieser kleine Friedrich der kostbarste Schatz für die Erbmonarchie der Hohenzollern.

Die ersten Jahre verbrachte Friedrich den gesellschaftlichen Regeln entsprechend vornehmlich am Hof der Königin in der Obhut von Damen. Seine frühe Spielkameradin und spätere Vertraute wurde seine drei Jahre ältere Schwester Wilhelmine, die Atmosphäre prägte aber vor allem die Mutter. Sie brachte so etwas wie Flair in das Haus der Hohenzollern, schließlich entstammte sie einer deutlich älteren Herrscherfamilie als ihr Ehemann: Sophie Dorothea gehörte dem Hause Hannover an und war eine Tochter des seit 1714 regierenden englischen Königs Georg I. Ohne Frage war sie eine ehrgeizige, standesbewusste, aber auch charmant und liebenswürdig auftretende Frau; als Königin eine Zierde für das kleine Königreich.⁵ So mancher Ehemann von Stand hätte sich über eine solche Frau nicht nur als Gemahlin, sondern vor allem als Mutter und Vorbild für einen Sohn gefreut – schließlich galt das Haus Hannover zu jener Zeit geradezu als »die Dynastie der klugen Frauen«.⁶ Doch Ehemann Friedrich Wilhelm I. hatte andere Vorlieben als seine Gemahlin; eine zünftige Parforcejagd zog er jedem wohlklingenden Konzert vor, in seinem berühmt-berüchtigten »Tabakskollegium« erfreute er sich lieber an den Humpen schweren Bieres, als dass er beispielsweise feinsinnigen Debatten über bildende Kunst oder Literatur gefolgt wäre. Tatsächlich duldeten der König die geistigen Passionen seiner Sophie Dorothea nur widerwillig – und war entschlossen, einer möglichen Begeisterung seines Stammhalters für französische Sprache und Bildung, wie dies in der Umgebung der Mutter zum guten Ton gehörte, entschieden vorzubeugen.⁷ Was ein zukünftiger preußischer König an Fähigkeiten brauchte, das glaubte der Monarch besser zu wissen und hielt sich (dieser Annahme verfallen Väter in unterschiedlichem Maße wohl immer) selbst für das beste Vorbild.

Zu den auffälligsten Charaktereigenschaften des Vaters gehörte seine Leidenschaft fürs Militärische, weshalb er den passenden Beinamen »Soldatenkönig« erhielt. Tatsächlich trug er seit 1725 ständig Uniform, was ein alltäglich sichtbares Bekennt-

nis zu seiner Armee war. Für Preußen, so hat es der Historiker Theodor Schieder einmal treffend ausgedrückt, war dieser Militarismus »sein Lebensprinzip, geboren aus der enormen Überanstrengung der Kräfte eines armen Landes, das ohne die notwendigen Ressourcen für eine Großmachtrolle war und durch den Versuch, diese zu spielen, sich ständigen außenpolitischen Gefährdungen aussetzte«. ⁸ Diese Kraftanstrengung hatte ihren Preis: Bei Regierungsantritt, so notierte es sein Sohn Friedrich später einmal, strich Friedrich Wilhelm I. »alle unnützen Ausgaben und verstopfte die Kanäle, durch die sein Vater die Mittel des öffentlichen Wohlstands abgelenkt hatte, um sie in eitlen und überflüssigem Aufwand zu verschwenden«⁹. Wohlwollend lässt sich sagen, Friedrich Wilhelm I. sei sparsam gewesen – weil er für das Militärische übermäßig, aber für den eigenen Hof so wenig wie möglich ausgab. Weniger Verständnis zeigte seine Ehefrau: Sophie Dorothea nannte ihn schlicht einen »Bettlerkönig«¹⁰.

Was die Erziehung des Kronprinzen anging, hegte der König recht genaue Vorstellungen. Und die fasste er in einer Instruktion aus dem Jahr 1718 zusammen – Friedrich war da gerade sechs Jahre alt. Geprägt waren diese Erziehungsvorstellungen zunächst von einer strengen pietistischen Frömmigkeit: Der Herr Vater legte Gebetsexerzitionen und Bibellesungen fest (der Junge müsse »morgens und abends das Gebet auf den Knien« verrichten), und die Erzieher sollten den Sohn »von denen Opern, Komödien und anderen weltlichen Eitelkeiten« abhalten. Erstrebenswert sei vielmehr eine solide Ausbildung in »Rechenkunst« und »Ökonomie«; außerdem solle dem Sohn – das war nicht anders zu erwarten – eine wahre Liebe zum Soldatenstand eingeprägt werden.¹¹ Dem sechsjährigen Friedrich stellte der Vater eine eigene »Kronprinzliche Kadettenkompagnie« aus 131 Knaben auf. Friedrich durfte (und sollte selbstverständlich auch) diese Kompanie selbstständig kommandieren.¹² Das war nicht nur Soldatenspielerei auf hohem Niveau, sondern – zumindest aus der Sicht des Vaters – ein wich-

tiger Schritt auf dem Weg zur Ausbildung eines tüchtigen, also militärisch begabten und in der Praxis erfahrenen Königs.

Das persönliche Verhältnis Friedrich Wilhelms I. zu seinem Stammhalter war indes schwierig. Das lag vor allem am Vater: Wenn man über einen Menschen eigentlich etwas Negatives sagen muss, aber höflich bleiben will, spricht man von ihm gerne als von einer komplexen Persönlichkeit – eben von einem Menschen mit Licht und Schatten. Zur Ehrenrettung Friedrich Wilhelms I. ließe sich demgemäß anführen, dass er zumindest ein tief religiöser Mensch war. Doch bekanntermaßen kann auch ein solcher ein unangenehmer Zeitgenosse sein. Zuweilen mochte der König ein entgegenkommender, vielleicht in manchen Momenten auch liebevoller Mann sein. Aber für seine Umwelt war viel entscheidender, dass er cholertisch veranlagt war und zu Wutausbrüchen neigte, die ihn zu einem wahren Haustyrannen machten. Um es klar zu sagen: Friedrich Wilhelm I. war ein Grobian. Und gegenüber seinem Sohn schreckte er auch vor körperlicher Gewalt nicht zurück – der junge Friedrich wurde wohl über Jahre hinweg von ihm regelrecht traktiert.

»Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit niemand mehr sprechen, bin von lauter Aufpassern umgeben.«

(Der junge Friedrich gegenüber seiner Schwester Wilhelmine)¹³

Das gespannte Verhältnis zwischen Vater und Sohn war für den Filius fraglos bedauerlich, doch diese Situation hatte im Hause Hohenzollern durchaus eine gewisse Tradition (wenngleich den preußischen Königen zugute gehalten werden muss, dass solche Konflikte auch in anderen Herrscherhäusern vorkamen). Kinder lernen bekanntermaßen von Vorbildern – aber leider auch von schlechten, und so gaben die Söhne über mehrere Generationen ein gestörtes Verhältnis zum Vater an ihre eigenen männ-

lichen Sprösslinge weiter. Schon Friedrichs Großvater Friedrich I. hatte unter einer zerrütteten Familiensituation gelitten; sein Vater hatte einst erklärt, der Sohn sei »zu nichts gut«. Daraus erwuchs schließlich eine regelrechte Paranoia des Thronfolgers, der sogar glaubte, dass er das Opfer eines familiären Mordkomplotts sei. Er floh schließlich zur Familie seiner Frau nach Hannover und gab erst aufgrund verschiedener Interventionen seine Weigerung auf, nach Berlin zurückzukehren.¹⁴

Als der Großvater dann als Kurfürst und schließlich als König Friedrich I. regierte, wollte er es als Vater mit seinem Sohn besser machen. So sorgte er sich um eine gute Ausbildung und gewährte dem Knaben bewusst Freiräume. Doch eine harmonische Beziehung entstand auch auf diesem Weg nicht: Seinem Vater gegenüber verhielt sich der junge Friedrich Wilhelm zwar respektvoll, doch schließlich kritisierte er ihn offen für seine Regierungsgeschäfte und die angebliche Misswirtschaft in seiner Staatsführung, woraufhin ihn der nachgiebige Vater schließlich noch zu Lebzeiten maßgeblich an den Regierungsgeschäften beteiligte. Nach dem Tod des Vaters wollte der neue König Friedrich Wilhelm I. demonstrativ vieles anders machen.¹⁵ Was das Verhältnis zu seinem eigenen Sohn Friedrich angeht, entschied er sich jedenfalls früh zu einem anderen Vorgehen – väterliche Nachgiebigkeit und kindliche Freiräume gab es nie. Friedrich Wilhelm I. legte so die Grundlagen für einen Konflikt zwischen ihm und seinem Sohn, der in seiner Form und seiner Dramaturgie alles in der Familie bisher Dagewesene in den Schatten stellen sollte.

»Ich weiß, daß er nicht so denkt wie ich, und daß es Leute gibt, die ihm andere Gesinnungen beibringen und ihn veranlassen, alles zu tadeln; das sind Schufte.«

(Friedrich Wilhelm I. über seinen zwölfjährigen Sohn Friedrich)¹⁶

Das Auftreten des jungen Friedrich entsprach in keiner Hinsicht den spezifischen Erwartungen des Vaters: Seine Haltung und sein

Benehmen wurden als träge bezeichnet, er schlief oft lang, war gerne allein oder vertiefte sich lieber in den Räumen seiner Mutter oder seiner Schwester in Romane, statt draußen vor den Türen Soldat zu spielen. Ausgerechnet das Militärische mied der Junge: Er zeigte keinerlei militärische Leidenschaften und Fähigkeiten, vor dem Schießen fürchtete er sich – und fiel obendrein auch noch ständig vom Pferd.¹⁷ So hatte sich der schneidige Papa seinen potenziellen Nachfolger nicht vorgestellt; er hielt seinen Sohn schlicht für verweiblicht, eben für effeminiert. Friedrich suchte seinen Vater in Briefen zu besänftigen, doch die Verärgерung und Enttäuschung des Königs – der Sohn sprach sogar ganz offen von Hass – konnte er nicht aus der Welt schaffen ...

Friedrich: »Hätte ich aber wider mein Wissen und Willen getan, das meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit untertänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Hass, den ich aus allem seinen Tun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen.«

Friedrich Wilhelm I.: »Zum Anderen weiß er wohl, daß ich keinen effeminierten Kopf leiden kann, der [...] nicht reiten noch schießen kann, und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisieret und nicht verschneidet, und ich Alles dieses tausendmal reprimandieret, aber Alles umsonst und keine Besserung in nichts ist.«

(Der 16-jährige Friedrich im Briefwechsel mit seinem Vater im September 1728)¹⁸

Dem Kronprinzen war selbstverständlich bewusst, was der Vater von ihm erwartete – aber bereits als Jugendlicher wusste er nur allzu gut, was er nicht bereit war ihm zu geben. Hinter Friedrichs wohlgesetzten Worten (mit diesen konnte er bereits zu diesem Zeitpunkt trefflich umgehen) verbargen sich eine wohlfeile Resistenz gegen väterliche Anweisungen, jugendlicher Trotz und

ein ausgeprägter eigener Wille. Diese hatten in diesen Jahren gut gedeihen können, denn Friedrich hatte sich längst so etwas wie eine »Doppelexistenz«¹⁹ aufgebaut: In der Philosophie, der Musik und der Literatur fand er das, was der despotische Vater und die höfische Enge ihm nicht bieten konnten. Fast ist man zu der Einschätzung geneigt, der Sohn habe sich zugleich vor dem König in Sicherheit gebracht. Bei der zunehmenden Schärfe der Auseinandersetzungen und der schließlich eskalierenden Gewalttätigkeit des Konflikts waren beim Vater zuweilen tatsächlich regelrechte Ausbrüche von Hass zu erkennen. Weder vor der Familie noch vor der Dienerschaft oder den Offizieren verheimlichte Friedrich Wilhelm I. seine Einschätzung, dass der Thronfolger ein missratener Prinz sei. Erniedrigungen und Beleidigungen begleiteten Friedrich deshalb durch seine gesamte Jugendzeit.

»Was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem König hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; sowie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und meinem ganzen Leibe erprobt hatte, schleppt er mich an das Fenster und legt mir den Vorhangstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen; da er aber den Vorhangstrang aus allen Kräften zuzog und ich mich erdrosselt fühlte, rief ich endlich um Hilfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen.«

(Friedrich in einem Brief an seine Schwester Wilhelmine)²⁰

Schließlich wollte der malträtierte Sohn einfach nur noch weg, weit weg vom despotischen Vater. So jedenfalls interpretierte seine Schwester Wilhelmine seine Äußerungen. Achtzehn Jahre war der Prinz nun alt. Noch zu jung, um sich nachhaltig gegen den jähzornigen väterlichen Tyrannen zur Wehr zu setzen, aber durchaus schon alt genug, um sein Heil in der weiten Welt zu suchen. Er wolle nach England gehen, verriet er der Schwester,

falsche Pässe und Geld habe er sich bereits besorgt. Außerdem stünden zwei Freunde bereit, die ihm als Weggefährten notfalls sogar bis ans Ende der Welt folgen würden. In dieser Gemengelage aus jugendlichem Überschwang und aufgestautem Leiden wurden im Frühjahr 1730 die Pläne für eine Flucht des preußischen Kronprinzen immer konkreter.

Später ist über dieses Vorhaben viel spekuliert worden – immerhin bahnte sich mit diesem ungeheuerlichen Schritt der Absetzung des Thronfolgers ein politischer Skandal an, der für das Land und den Regenten denkbar unangenehme Folgen haben konnte. War sich der Kronprinz darüber im Klaren? Sicher ist, dass Friedrichs Vorhaben kein politischer Protest war; politische Absichten lagen ihm so fern wie eine konkrete Kritik an der Regierungsarbeit des Königs. Das Motiv lässt sich vielmehr in der Frustration über die Behandlung durch seinen Vater finden, die sich über Jahre hinweg angesammelt hatte. Allerdings scheint sich der Kronprinz in seiner Jugendlichkeit nicht bewusst gemacht zu haben, dass sein Schritt politische Konsequenzen nach sich ziehen würde. Gerade eine von ihm ins Auge gefasste Flucht nach Großbritannien hätte der preußische König sicherlich nicht ohne diplomatischen Druck auf London hingenommen.

Wenn wir an dieser Stelle einmal dahingestellt lassen, ob sich Friedrich der Gefahren einer solchen Flucht wirklich bewusst war, so dürfen wir aber doch annehmen, dass zumindest den beiden von ihm erwähnten Weggefährten klar war, an welchem ungeheuerlichen Vorhaben sie da teilhaben wollten – und was sie bei einem Scheitern erwartete. Sein engster Helfer in den Wochen und Monaten der Planungen war Leutnant Hans Hermann von Katte vom Regiment Gens d’Armes. Katte, acht Jahre älter als Friedrich, war ein gebildeter und intelligenter Offizier, der auch die musikalischen Vorlieben des Kronprinzen teilte. Praktische Hilfe erhoffte sich der Kronprinz zudem von dem anderen Helfer, seinem Pagen Leutnant Peter Christoph Carl von Keith. Beide waren – wie eben Friedrich selbst – Angehörige der preu-

bischen Armee; woran sie sich da beteiligen wollten, war schlicht Desertion. Das war zwar für die damalige Zeit und auch für das Königreich keine außergewöhnliche Erscheinung (immerhin registrierte man in Preußen zwischen 1713 und 1740 rund 30000 Deserteure)²¹, aber die Fahnenflucht des Königssohns hätte ohne Frage sowohl für die Armee als auch ihren König gleichermaßen eine Provokation wie eine Blamage dargestellt.

Die exakten Details der geplanten Flucht waren auch den Eingeweihten nicht klar – und rückblickend scheint der Kronprinz bei seinen Vorbereitungen für dieses heikle Vorhaben wenig stringent vorgegangen zu sein. Zumindest das Ziel seiner Flucht stand fest: England. In London hatte er schon zuvor ein offenes Ohr gefunden, wenn es um Hilfe bei seinen persönlichen Schulden ging – hier war England zur Stelle gewesen und hatte dem Kronprinzen Unterstützung zugesagt. Doch als die Fluchtpläne Friedrichs immer konkretere Gestalt annahmen, wurden die Kontaktpartner in London dann doch zurückhaltender, dem Kronprinzen gegebenenfalls Exil anzubieten. Die politischen Verwicklungen, die einem solchen Schritt folgen würden, waren dann doch nicht die Risiken wert. Also ließ man über Mittelsmänner den Prinzen wissen, er möge doch bitte von seinem Vorhaben Abstand nehmen. Doch Friedrich hatte sich längst viel zu sehr auf eine Flucht eingestellt, als dass er jetzt einen Rückzieher machen wollte. Statt den Plan fallen zu lassen, überlegte er nun, Asyl in Frankreich zu erbitten. Für diesen Fall hatte er sich auch schon einen Namen für seine neue Existenz ausgesucht – Graf d’Alberville²².

Nicht nur, dass Friedrichs Planungen insgesamt Brillanz vermissen ließen – sie wurden dann auch noch schlecht in die Tat umgesetzt. Zunächst hatten er und sein Freund Katte geplant, eine Reise des Leutnants, auf der er neue Soldaten für sein Regiment rekrutieren wollte, als günstige Gelegenheit zu nutzen. Katte wollte sich dabei absetzen, den seinerseits geflüchteten Friedrich treffen, um dann gemeinsam die Flucht fortzusetzen. Daraus wurde aber nichts, denn Leutnant Katte wurde die vorgese-

hene Reise unversehens untersagt – möglicherweise hatte sogar der König von der Verstrickung des Leutnants in die Pläne des Kronprinzen Nachricht erhalten. Doch Friedrich wollte sich von dieser Wendung nicht aufhalten lassen. Vielleicht hatte ihn sein Fluchtplan »wie ein Rausch ergriffen«, wie es ein Biograf einmal formulierte.²³ Sicher ist, dass der Leidensdruck des Kronprinzen, gepaart mit der durch den gemeinsamen Plan geweckten Hoffnung auf Freiheit von Vater und Repression, stärker war als alle eigentlich gebotene Vorsicht.

Konkret wurden die Pläne dann im Sommer 1730, als Friedrich seinen Vater auf eine Reise nach Süddeutschland begleitete. Die Reisegesellschaft war nach Stationen in Bamberg, Nürnberg, Ansbach und Ludwigsburg auf dem Weg nach Mannheim, als sie am Abend des 4. August Rast in dem kleinen Dörfchen Steinsfurt in der Nähe von Sinsheim machte. Vielleicht 500 Seelen zählte das Nest, wo nun die Preußen in Scheunen ihre Feldbetten aufschlugen. Auf der einen Seite der Straße übernachtete König Friedrich Wilhelm I. samt Begleitern, auf der anderen der Kronprinz. Am nächsten Morgen um fünf Uhr wollte man wieder aufbrechen – gemeinsam, versteht sich. Doch der Kronprinz stand zwei Stunden früher auf, um sich aus dem Lager zu schleichen ...²⁴

Aber das Vorhaben scheiterte bereits mit dem Versuch der Ausführung: Friedrich hatte seinen Pagen Keith angewiesen, in der Nähe mit zwei Pferden bereitzustehen – die erreichte er gar nicht. Wachsame Offiziere der Begleitung wussten wohl längst von dem Vorhaben – oder wurden spätestens jetzt auf das Geschehen aufmerksam – und sprachen den Kronprinzen schon vor dem Aufbruch an. Er sah sich von diesen quasi kameradschaftlich umringt; das Vorhaben war gescheitert. Doch Friedrich scheint gleichermaßen hartnäckig wie leichtsinnig gewesen zu sein, denn schon am nächsten Tag – die Reisegesellschaft war gerade in Mannheim vom Kurfürsten von der Pfalz begrüßt worden – bedrängte er seinen Pagen erneut, ihm diesmal Postpferde für einen neuen Fluchtversuch zu beschaffen. Der Diener hielt

allerdings dem Druck der Situation nicht mehr stand und offenbarte sich dem König.²⁵

»Ich habe leider das Unglück, daß mein Sohn hat desertiren wollen mit dem Pagen Keut, ich habe ihn aretiren lassen.«

(Friedrich Wilhelm an die Königin am 13. August 1730)²⁶

Friedrich Wilhelm I. wollte während dieser Reise keinen öffentlichkeitswirksamen Skandal. Allerdings war ihm die Brisanz der Situation klar, er musste reagieren, indem er sich zunächst vollkommene Klarheit über das Geschehen verschaffte. Was hatte sein Sohn wirklich vorgehabt? Gab es Mitverschwörer – und waren fremde politische Mächte in die Fluchtpläne verwickelt? Dem König war zunächst daran gelegen, Friedrich wieder auf preußischen Boden zu bringen – denn zu diesem Zeitpunkt befand sich die Reisegesellschaft ja zwischen Mannheim, Darmstadt und Frankfurt auf fremdem Terrain. Deshalb befahl er, Friedrich in das niederrheinische Städtchen Wesel zu bringen, das seit dem 17. Jahrhundert in brandenburgischem Besitz war und wo Friedrich Wilhelm I. als Souverän regierte. Als er seinem Sohn dorthin nachfolgte – dieser war von Mannheim aus direkt und unter strengster Bewachung auf die rund 400 Kilometer lange Reise nach Wesel vorgeschickt worden –, nahm er dann selbst das erste Verhör vor.

»Gefraget: Warum er einen so bösen Vorsatz gefasset?

Respond.: Weil S.K.M. ihm immer ungnädiger geworden, und ihm davon viele empfindliche Marquen gegeben; daher ihn die Desperation auf die Gedanken der Flucht gebracht.

Gefraget: Ob dieses recht sei, dergleichen Desertion sich in den Sinn kommen zu lassen?

Respond.: Nein, er halte es vor höchst unrecht; und reue Ihn sehr.«

(Verhör des Kronprinzen am 12. August 1730)²⁷

Friedrich machte also aus den persönlichen, familiären Gründen für sein Vorhaben kein Geheimnis – und bekannte zugleich seine Reue. Das war sicher strategisch der beste Weg, wenngleich der junge Mann einige Tage brauchte, um den Wert dieser Vorgehensweise zu erkennen: Während der ersten Verhöre soll er sich noch selbstgerecht und uneinsichtig gezeigt haben. Er änderte seine Haltung erst, als sein Freund und Mitwisser Katte das geplante Vorhaben eingestanden hatte. So waren auch Friedrichs politisch brisante Kontakte nach London bekannt geworden – und damit auch die englischen Zusagen, seine Schulden zu begleichen. Erst in dieser Situation ließen die Einlassungen des Kronprinzen endlich das Gespür für das Prekäre seiner Lage erkennen (immerhin drohte einem verurteilten Deserteur die Todesstrafe) – und nun beschloss er demonstrativ, sich dem Urteil des Königs bedingungslos und gehorsam zu unterwerfen.²⁸

Friedrich wurde in die Festung Küstrin verlegt, wo er bald unter harten Bedingungen einsaß: Der König hatte unter anderem angeordnet, dass sein Sohn die braune Kluft eines Strafgefangenen tragen müsse.²⁹ Die wachhabenden Offiziere durften »bei größter Ungnade mit dem Gefangenen nicht sprechen«, zwei große Vorhängeschlösser seien an der Zelltür anzubringen, damit dieser nicht »aus der prison desertiret«. Wie sehr der König an einer möglichst reglementierten und strengen Behandlung seines Sohnes interessiert war, zeigen seine detaillierten Anweisungen, etwa wie viele Minuten das Hereinreichen der Mahlzeiten oder das Säubern der Zelle in Anspruch nehmen durfte.³⁰

Zugleich nahm der Vater auch die Ideen ins Visier, die seiner Ansicht nach hinter dem Schritt des Sohnes standen: Er ließ Friedrichs Bibliothek noch im Jahr des Fluchtversuchs in Amsterdam versteigern.³¹ Später hatte der König für Friedrichs Haft in Küstrin ausdrücklich festgelegt, dass dieser weder Bücher besitzen, kaufen noch sich welche leihen dürfe. Mehr noch: Er solle in keinem anderen Buch lesen »als in der Teutschen Bibel«. Außerdem solle im Beisein des Kronprinzen nur Deutsch gespro-

chen werden – und vor allem kein Französisch. Überdies dürfe sein Sohn keinerlei Musik hören und selbst auch nicht musizieren.³²

Schließlich setzte Friedrich Wilhelm I. eine Untersuchungskommission ein, die die Vorgänge der Flucht klären sollte. So wurde der Kronprinz entlang 185 sogenannter Inquisitionsartikel befragt, von denen viele direkt aus der Feder des Königs stammten. Ohnehin nahm der Vater ständig Einfluss auf den Gang der Untersuchung – so suggerierte er auch mit einzelnen Fragen, dass es sich bei Friedrich schlicht um einen undankbaren Sohn handelte: »Ob nicht der König in seiner [des Kronprinzen] Jugend alles getan hätte, sein Gemüt zu gewinnen?«, hieß es etwa in einem der genannten Artikel.³³ Und was den Umgang mit Leutnant Katte betraf, so erging die königliche Order an die Untersuchungskommission: »Sie solen den Katten herter angreifen.«³⁴ Schon früh zeichnete sich ab, dass an diesem Offizier ein Exempel statuiert werden sollte – einer musste schließlich für dieses Fluchtunternehmen gemäß einer Desertion bestraft werden.

Es wäre übrigens zu leicht, das Vorgehen des Königs rückblickend lediglich als vordergründigen Racheakt zu interpretieren. Für ihn als absolutistischen König war dieser heikle Vorgang ja nicht nur aus familiären Gründen unangenehm, vielmehr wollte und musste er sich unbedingt Klarheit über mögliche politische Hintergründe und die Mitwisser des Plans verschaffen. Es gibt sogar Anzeichen dafür, dass Friedrich Wilhelm I. dem Vorfall zunächst keine allzu dramatische Bedeutung beigemessen hatte, dass er aber schließlich sogar Befürchtungen um eine größere Verschwörung hatte, an der Mitglieder des eigenen Hofes ebenso beteiligt hätten sein können wie ausländische Mächte. Ob er in diesem Moment tatsächlich sogar um sein eigenes Leben gefürchtet hat, bleibt allerdings Spekulation.³⁵ Und ob Mitglieder der königlichen Familie – allen voran die Königin oder Friedrichs Schwester Wilhelmine – von Friedrichs Plan wussten oder

ihn gar unterstützt hatten, wurde zumindest offiziell nie geklärt. Die Aussage Leutnant Kattes, der Kronprinz habe ihm bei der Vorbereitung der Flucht »allezeit verboten, der Königin und der Prinzessin davon zu sagen«³⁶, dürfte den König in dieser Hinsicht wohl nur begrenzt beruhigt haben.

Abgesehen von solchen Gedanken über den Zustand seines Hofes hatte Friedrich Wilhelm I. in dieser Situation eine weitreichende dynastische Entscheidung zu treffen: Wollte er Friedrich weiterhin als Thronfolger halten, oder hatte dieser sich durch sein Vergehen als ungeeignet für den Königsthron erwiesen? Als die königliche Untersuchungskommission ihn mit dieser Frage konfrontierte, wurde dem Kronprinzen vermutlich zum ersten Mal die Tragweite der Krise klar, die er mit seinem Unternehmen heraufbeschworen hatte. Er wurde sich bewusst, dass sein Vater überlegte, ihm den Thronverzicht nahezu legen – damit er der möglichen Todesstrafe wegen Fahnenflucht entkäme. Der König war überzeugt, dass Friedrich sich dafür entscheiden und um sein Leben bitten würde.³⁷

»183 Ob er meritire, Landesherr zu werden?

R. Er könne sein Richter nicht sein.

184 Ob er sein Leben wolle geschenkt haben oder nicht?

R. Er submittire sich des Königes Gnade und Wille.

185 Dieweil er sich der Succession unfähig gemacht hätte, durch Brechung seiner Ehre, sein Leben zu behalten, ob er wolle die Succession abtreten und renunciiren, daß es vom ganzen Römischen Reiche confirmiret werde, um sein Leben zu behalten?

R. Sein Leben wäre ihm so lieb nicht, aber Se. Königl. Maj. würden so sehr ungnädig nicht auf ihn werden.«

(Verhör des Kronprinzen am 16. September 1730)³⁸

Die Sache war fraglos ernst geworden für Friedrich. Am 25. Oktober 1730, knapp zwölf Wochen nach der gescheiterten Flucht, wurde das Kriegsgericht zusammengerufen. Es gab lediglich ein schriftliches Verfahren, die Beschuldigten wurden nicht mehr gehört. Was den Kronprinzen anbelangt, so kamen die 16 Mitglieder des Kriegsgerichts zu einer einheitlichen Entscheidung: Übereinstimmend erklärten sie, dass es sich bei dem Vorfall zwar fraglos um eine Staatsaffäre, zugleich aber auch um eine Familienangelegenheit handle. Angesichts dieser seltenen Konstellation wollten die Richter (als Vasallen und Untertanen des Königs) in die Strafbemessung nicht eingreifen, weil seine Majestät seinen Sohn also einerseits väterlich und andererseits als König bestrafen müsse. Immerhin bemerkten sie zu Friedrichs Gunsten, dass die Flucht nicht wirklich ausgeführt worden sei – und dass das ganze Vorhaben schon viel früher gescheitert wäre, wenn es noch rechtzeitig gemeldet und nicht von Dritten unterstützt worden wäre.³⁹

Es handelte sich hier insgesamt – wie ein Jurist später einmal treffend erklärte – um ein »strafgerichtlich nicht zu lösendes Problem«: Der versuchten Desertion war Friedrich ohne Frage schuldig, doch man erkannte als wahres Motiv den familiären Bruch mit dem Vater, der allerdings den militärischen Treuebruch einschloss. Und der familiäre Konflikt schien den Richtern ausschlaggebend zu sein: Der Kronprinz war doch schon früher deutlich härter als jeder Offizier behandelt worden – und dabei nicht als Untergebener, sondern als Sohn. Hatte nicht der Vater einmal selbst bei einer Züchtigung ausdrücklich ausgerufen, er traktiere ihn wie sein Kind, aber nicht wie einen Offizier?⁴⁰ Zu einem Strafmaß gegenüber dem Kronprinzen konnte sich das Kriegsgericht nicht durchringen – das sollte der König doch lieber selbst bestimmen. Und der verfügte die weitere Festungshaft in Küstrin.

Bei Leutnant Katte waren hingegen die Zuständigkeit des Gerichts und auch sein Vergehen klar – später sollte Theodor Fontane einmal zugespitzt formulieren, Katte sei bei seiner Mit-

hilfe zum Fluchtversuch »in naiv-frivoler Weise durch alle Stadien des Hoch- und Landesverrates«⁴¹ gegangen. Und doch kam das Kriegsgericht nicht zu einem einmütigen Urteil: Nur eine Minderheit stimmte für die Todesstrafe, die Mehrheit hingegen für ewige Festungshaft. Da nach Recht und Brauch der preußischen Gerichtspraxis bei einer solchen Meinungsverschiedenheit die mildere Strafe zu wählen war, wurde diese – die Festungshaft – dann auch dem König empfohlen. Der allerdings war unzufrieden und schickte die Unterlagen des Gerichts mit der Anordnung zurück, über Leutnant Katte doch ein schärferes Urteil zu sprechen. Doch ohne Erfolg: Das Kriegsgericht entschloss sich auch nach abermaliger Beratung nicht für die Todesstrafe, sondern blieb bei seinem ursprünglichen Spruch.⁴²

Der König gab sich mit dem Richterspruch wieder nicht zufrieden, sondern verwies auf die prinzipielle Bedeutung des Vergehens Kattes: Als Landesherr und Oberbefehlshaber werde er sich bei einer solch geringen Bestrafung des Leutnants (also bei »ewiger Festungshaft«) in Zukunft auf keinen seiner Offiziere oder Diener mehr verlassen können, weil diese sich ja bei einer möglichen Pflichtverletzung auf Katte berufen könnten. Deshalb wolle der König entgegen dem üblichen Vorgehen – er sei »zwar nicht gewohnt, die Kriegsrechte zu schärfen, sondern vielmehr, wo es möglich, zu mindern« – die Todesstrafe durchsetzen. Nur zu einer Milde wolle er sich hinreißen lassen, und zwar aus Rücksicht auf die Familie des Delinquenten: Er werde von einer eigentlich angemessenen Hinrichtung am Galgen absehen. Der Leutnant solle vielmehr – nach dem Verständnis der Zeitgenossen ehrenvoller – mit dem Schwert hingerichtet werden. Für den Verurteilten hielt der preußische König einen zweifelhaften Trost bereit: Man solle ihm ruhig ausrichten lassen, dass dem Regenten dieses Urteil »leydt thäte«, aber es sei ja wohl unzweifelhaft »besser, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme«.⁴³ Ein Gnadengesuch des verurteilten Leutnants hatte bei dieser Haltung keine Aussicht auf Erfolg.

»Meine Jugend, Irrtum, Schwachheit, Unbedachtsamkeit – mein nichts Böses meinender Sinn, mein durch Liebe und Mitleiden eingenommenes Herze, ein eitler Wahn der Jugend, der keine verborgene Tücke im Schilde geführet, sind es, mein König, die demütigst um Gnade, Erbarmen, Mitleiden, Barmherzigkeit und Erhöhung bitten und flehen.«

(Aus dem Gnadengesuch Kattes an Friedrich Wilhelm I.)⁴⁴

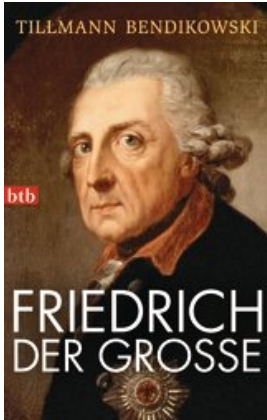
Alles Bitten und Flehen nutzte also nichts; vielmehr entwickelte der König – wie bei der Ausarbeitung der Bedingungen für Friedrichs Arretierung – sogar ein ganz besonderes Interesse an der Umsetzung des Todesurteils. Dafür erließ er detaillierte Befehle. Am 6. November 1730 sollte dem Delinquenten um sieben Uhr in der Frühe nach Verlesung des Todesurteils (und nach einem Gebet) der Kopf abgeschlagen werden. Für die Hinrichtung hatte sich der König einen besonderen Ort ausgesucht: Leutnant Katte sollte vor dem Fenster des arretierten Kronprinzen enthauptet werden, sein Körper sollte bis zwei Uhr nachmittags – also geschlagene sieben Stunden – an Ort und Stelle liegen bleiben. Auch für den Sohn hatte sich Friedrich Wilhelm I. in diesem Zusammenhang etwas Besonderes ausgedacht: Er befahl, dass Friedrich die Exekution seines Freundes aus seiner Zelle heraus in Anwesenheit von Offizieren ansehen müsse.⁴⁵

»Bevor die Execution angehet, sollt Ihr, der Obriste Reichmann, und ein Capitain oben bei den Kronprinzen gehen, und in Meinem Namen Ihm befehlen, es mit anzusehen, während der Execution sollen Sie bei Ihm bleiben, auch nach der Execution und alsdenn sollen Sie lassen den Prediger von die Gensdarmes holen, der mit dem Kronprinzen soll sprechen, raisonniren und bethen.«

(Anweisung des Königs an Generalmajor von Lepel am 3. November 1730, drei Tage vor der Hinrichtung)⁴⁶

Friedrich erfuhr von der bevorstehenden Hinrichtung erst in den frühen Morgenstunden. Noch ehe das Urteil verlesen und der Henker seine Tat ausführen konnte, war der Kronprinz allerdings vermutlich ohnmächtig geworden – angeblich soll er vom Fenster aus dem Verurteilten noch einen Kuss zugeworfen und ihn flehentlich um Verzeihung gebeten haben. Fraglos erholte sich Friedrich in der Folgezeit nur allmählich von dem Geschehen. Auch mit gut 300 Jahren Abstand gehört nicht viel Fantasie dazu, sich die Verfassung Friedrichs an diesem und den folgenden Tagen vorzustellen: Was kann schlimmer sein, als mit eigenen Augen die grausame Tötung eines Freundes miterleben zu müssen, an der Friedrich schließlich durch sein gewagtes Unternehmen selbst erhebliche Mitschuld hatte? Der Preis für die geplante Flucht musste ihm jetzt als zu hoch erschienen sein.

Im Nachhinein ist zuweilen über die Ernsthaftigkeit des Fluchtversuchs spekuliert worden. Hatte Friedrich tatsächlich eine Flucht nach England in Erwägung gezogen, und wollte er diese auch konsequent durchhalten? Oder handelte es sich bei dem ganzen Unterfangen vielmehr um so etwas wie ein symbolhaftes Aufbegehren gegen den Vater, dessen Scheitern dem Prinzen nicht nur möglich erschien, sondern durchaus auch recht gewesen ist? Sicherlich spricht vieles dafür, dass es sich hier eher um eine letzte Zuspitzung im Machtkampf Vater-Sohn handelte, deren Ziel »lediglich ein Kräftemessen und keine Trennung«⁴⁷ war. Gleichwohl dürfte das Ergebnis sehr wohl eine Trennung zwischen Vater und Sohn gewesen sein. Denn die Zäsur im Leben Friedrichs war denkbar scharf: Der Kronprinz war zu diesem Zeitpunkt gerade einmal 18 Jahre alt. Er hatte einen Freund und Vertrauten verloren und die Härte – wenn man so will: die Brutalität – des Königs in einer neuen Dimension erlebt. Dieser wollte erklärtermaßen seinen Sohn zum Umdenken bringen, ihn in die königliche und militärische Disziplin zwingen. Die harte Bestrafung Kattes war in erster Linie eine Lektion des Vaters für den Sohn. Und dieser tat gut daran, zumindest zu diesem Zeitpunkt keinen Zweifel



Tillmann Bendikowski

Friedrich der Große

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74575-3

btb

Erscheinungstermin: Mai 2013

Die große Biografie über Leben und Mythos des legendären Preußenkönigs!

Er zieht das Publikum noch immer in seinen Bann: Friedrich II. von Preußen – genannt »der Große« – wird geliebt und gehasst, verflucht und bewundert. Doch welchen Platz nimmt dieser Herrscher in der deutschen Geschichte ein. Ist es an der Zeit, den »Alten Fritz« zu rehabilitieren? Oder können sich die Deutschen von ihm und seinem Erbe endgültig trennen?